

Die Neue Welt



Nr. 48

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Stolzes Erbe.

Von Gust Kreowski.

Ein polnisch Lied schlägt an mein Ohr
Gar träum'risch-weich und leise:
Das singt 'ne Heldenmär mir vor
Von feltner Art und Weise.

Ein Traum: Ich sah in Polenland
Ein Schloß stolzherrlich winken,
Und Wappenschmuck vom Binnenrand
Gar trotzig droh'n und blinken. —

Aus Rußland, voll Erobrungsgier
Wälzt Kriegsvolk her in Schaaren —
Nun gilt es, Polens Freiheitszier
Vor Knechtschaft zu bewahren!

Für Volk und Land: es fliegt die Fah'n',
Es dröhnt der Grund von Hufen,
Ringsher vom blutgetränkten Plan
Braust Kampfgetös und Rufen.

Für Freiheit, Recht, für Haus und Herd
Streitäx' und Schwerter schallen:
Es tobt der Kampf, bis heldenwerth
Der letzte Sproß gefallen . . .

Den Tod erlitt am Marterpfahl,
Wer kam in Feindes Hände —
Das Schloß zerbarst vom Flammenstrahl
Geworfner Fackelbrände . . .

Stammbaum und Wappen? Niemand weiß
Davon seit jenem Tage — —
Arenkeln nur verkündet's leis
Ein Hauch von einer Sage . . .

Doch Wappen, Stammbaum her und hin,
Und Armuth, hart und herbe —
Mir blieb der Ahnen freier Sinn
Und heißes Blut als Erbe!

Ein Schuft, wem's Herz im Leibe pocht
Für Volks- und Freiheitsrechte,
So er's dem Winseln unterjocht
Von einem feilen Knechte!

Ein Schurke, wer als Sünde zeigt,
Was Erbtheil stolzen Blutes!
Denn was es preist, ist Männlichkeit,
Und was es fühlt, das thut es! —

Drum ob Ihr bolkt und grollt und tollt
Um mich wie Hungerraben:
Ich kann nicht anders — — und Ihr sollt
Mich niemals anders haben!

Das Messer mit dem beinernen Griff.

Von Charlotte Riste-Klein.

(Schluß.)

Stundenlang lag ich noch wach, als die Weiden längst schon schliefen.

Die Gedanken tanzten in meinem zermarkerten Gehirn. Warum war der Spiegel überhaupt der Frau nachgegangen? Hatte die am Ende doch nur geschwindelt, um Emils Eifersucht rege zu machen? — Schwarzer Backenbart, goldener Zwickel! — damit ließen Viele herum, das konnte Jeder haben. — Ich sann und sann. — Wenn der Hausherr doch später den Verlust des Messers entdeckt, — wenn ihm eingefallen, wenn er darauf gekommen, daß es zu gleicher Zeit mit der Kassette gestohlen? — Ich scheute mich nicht, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, fühlte weder Reue noch Gewissensbisse über meine That, nur daß mir solch ein Lapsus passiert, — Hölle und Teufel!

Und wenn der Alte dann, als er das Messer vermiste, nachträglich auf die Polizei gelaufen wäre? — Nach der Zeugenvernehmung; später, viel später, erst vor Kurzem? — Er war so oft ausgegangen.

Es wurde mir ganz heiß, kaum vermochte ich zu athmen; es mußte sein. Mein Entschluß war gefaßt; ich mußte mich von dem Messer trennen. Es blieb nichts Anderes übrig! —

Jetzt, nach Mitternacht, war es mir allerdings unmöglich, es in den Fluß zu werfen. . . Verbrennen konnte ich es auch nicht; das sei immer das Sicherste, hatte mein Vater gesagt. — Wohin, wohin damit? — Im Hause durfte es nicht bleiben. Leise stand ich auf, ganz leise. Noch war mir unklar, was beginnen. — Die paar ärmlichen Möbel betrachtete ich, übers ganze Zimmer meine suchenden Blicke laufen lassend. — Im Ofen? — Im Polsterwerk des zerfallenen Kanapées? Nein, das war mir von meinem Vater bekannt, daß diese Verstecke schlecht seien. Trotzdem ich nur mit einem Hemd bekleidet war, lief mir der Schweiß von der Stirne. — Zum Fenster hinauswerfen? — Und dem Spießel, der am Ende da unten noch auf und ab patronisierte, vor die Füße oder gar auf den Kopf schleudern! Nein, so blau war ich nicht. — Ich suchte 'rum. — Kein Platz paßte mir.

Aus dem Hause mußte es, aus dem Hause. Darin allein lag die Sicherheit, das stand klar vor mir. — Ich war in die Küche getreten; ich stolperte, — es war der Kehrichtkasten, an den ich gestoßen. — Glück, Glück wie immer! — Der Ausweg war gefunden. Morgen, wenn das Mädel kam, das die Wohnung zu reinigen hatte, war es ihr Erstes, den Kasten hinter auf die Straße zu tragen; er wurde vor das Haus gestellt und später sein Inhalt auf einen vorüberfahrenden Karren geschüttet.

Das geschah in aller Herrgottsfröhe; selbst wenn ein Polizist vor dem Hause lauerte, konnte das Messer auf diesem Wege fortgeschafft werden. Ja, das ging, gewiß! — Ich fühlte mich wie erlöst. — Sorgsam verbarg ich das Messer in dem bis zum Rande, theils mit Asche, theils mit allerlei Abfall gefüllten Gefäß. Gerade in der Mitte verbarg ich es. — Erleichtert kroch ich in mein Bett zurück, — bald lag ich in tiefem Schlafe.

Nach wenigen Stunden erwachte ich, früher als gewöhnlich. Es war ein heller, klarer Morgen; die Sonne ging eben auf; den Himmel überstrahlte ein feuriges Roth, einen schönen Tag verkündend. Sofort vermiste ich mein Kleinod, das ich sonst stets neben mir liegen hatte; mein Messer, mein wunderbares Messer! — Wie thöricht ich doch gestern Nacht gewesen! — ein schwacher, erbärmlicher Zeigling war ich; ein Kerl, der sich von jeder Bagatelle ins Vordhorn jagen läßt. —

Jener Herr hatte gewiß nur eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Spiegel gehabt, und selbst wenn er es gewesen und etwas gemerkt hätte, wär' ich dann nicht sofort von ihm gefaßt worden? — Ja, dessen hätte ich sicher sein können; der hätte nicht die Nacht verstreichen lassen, der hätte mir gleich das Messer abgenommen. — Was ich für ein Hase gewesen war! — Ich schämte mich furchtbar. — Ich begriff nicht mehr, woher meine Angst gekommen.

War ich am Ende nervös, wie der Emil, der schlatterige Kerl? Psui! — Und mein Messer, hatte ich nicht Alles gewagt dafür, — damals? — Beinahe erwischt worden wär' ich! Und jetzt vor der Abreise, halb schon im sicheren Hafen, hatte ich mich seiner entäußert? — Die Sehnsucht nach meinem wunderbaren Messer ergriff mich gewaltig — und mochte kommen, was da wollte, weg mit den Gedanken, weg. — Die Angst, das Mädel sei schon draußen und trage den Kasten hinunter, riß mich jählings empor, ich sprang aus dem Bette — und holte mir mein Messer wieder; meine bebenden Finger gruben es aus Staub, Schmutz und Asche. Ohne das Messer gab es für mich keine Freude mehr. Mein ganzes Herz, all mein Verlangen hing daran. — Nein! Ich war gesonnen, jeden Kampf aufzunehmen.

Aber das war doch Alles Thorheit, Einbildung. — Kein Mensch wußte darum, kein Mensch außer mir; ich allein! — Trotzdem nahm ich mir vor, meinen Schatz gut zu hüten.

Meine sorglose Entschlossenheit lehrte zurück, der Glauben an mein Glück, das Siegesgewisse in mir, was mich stets so muthig gemacht, so stolz, wofür ich so oft von meinem Vater gelobt worden war und das mir die Bewunderung Emils eingetragen hatte.

Ganz schief konnte mir nie was gehen, denn ich hatte Glück, Glück! — Und da all mein Wünschen nur darauf gerichtet war, vermochte mir das Messer Niemand zu rauben; Niemand auf der Welt würde die Macht dazu haben, Niemand! — Das Messer gehörte mir; es würde bei mir bleiben, weil ich wollte.

Mein Vater und Emil schliefen noch, als ich das Haus verließ. Langsam, auf weiten Umwegen bummelte ich zur Schule. Obgleich ich kaum ein paar Stunden geschlafen, fühlte ich mich frisch und munter. Ich freute mich darauf, dies Alles später meinem Vater zu erzählen; so genau, wie es gekommen; was ich gedacht und gefühlt. — Er würde mich loben, trotz meiner Furcht; es war ja eigentlich auch nur Vorsichtigkeit gewesen — und zu der hatte er mich ja erzogen. Ja, er würde mich loben, er würde es.

Er achtete selbstständige Menschen, und ich fühlte meine Selbstständigkeit, — ganz allein hatte ich gehandelt, gesorgt und mich entschlossen.

Selbstbewußt betrat ich die Schule. Die dummen Jungen alle, sie kamen mir vor wie Wickelkind. Unter denen befand sich auch nicht Einer, der mir gleich kam; ich über sah sie insgesammt.

Wir hatten Geographiestunde; bald waren alle meine Gedanken voll auf gefesselt, — ich war überhaupt einer der besten Schüler, und Geographie dazu mein Lieblingsfach. — Südamerika! — Das Goldland! — Und das Alles war mir erschlossen; bald, bald! — Wenn es die anderen Jungen gewußt hätten, — die, oh die! — Noch viele Jahre hatten sie zur Schule zu gehen, — nichts erlebten die, aber ich! —

Mitten in der Stunde wurde der Lehrer durch den Schuldiener zum Herrn Direktor gerufen. Die Klasse blieb allein. Die Jungen gingen an zu lärmeln. Ich war ganz vertieft in die Karte, die ich vor mir liegen hatte. Da fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter. Der Schuldiener faßte mich beim Arm und zog mich mit. „Du sollst hinaus kommen, Dein Vater ist draußen.“ Es ging so rasch, daß ich nichts zu denken vermochte. — Als ich jedoch den Geheimpolizisten, ohne Bart und ohne Zwickel, im Gange stehen sah, da wußte ich Alles. — Das Messer trug ich bei mir, — er würde mich untersuchen; ich wußte es. — „Gefunden, gefunden,“ schoß mirs durch den Kopf, „ich hab's gefunden,“ dabei wollte ich bleiben, — „vor dem Hause hab ich's gefunden.“ Mehr vermochte ich nicht zu überlegen in den paar Sekunden; dabei wollte ich beharren, fest und ohne Wanken. —

Wie gut, daß Niemandem die Wahrheit bekannt war, als mir; kein Mensch war im Stande, widersprechende Angaben zu machen. Auf mich selbst konnte ich mich verlassen; noch war nichts verloren!

Im Rektoratszimmer war ich untersucht worden; man hatte das Messer bei mir gefunden.

„Wo hast Du das Messer her? Das Messer ist zu gleicher Zeit mit der Geldkassette entwendet worden,“ sagte der Geheimpolizist, indem er mich streng und böse ansah. — „Dein Vater hat schon seine Aussagen gemacht,“ fügte er hinzu. Letzteres glaubte ich keinen Augenblick; dazu war mein Vater viel zu gerieben; so rasch warf der die Flinte nicht ins Korn.

„Ich hab's gefunden,“ sagte ich leise, „ich hätte hergeben sollen; ich wußte, wem es gehörte, — ach, zuerst wollte ich es auch thun, — aber das Messer hat mir so gut gefallen, so gut. — Nur meinem Vater nichts sagen,“ bat ich, „sonst krieg ich furchtbare Schläge — oh, nur dem nichts sagen!“

Ich fiel auf meine Kniee, der Gedanke an meinen Vater, an seine Wuth machte mich zittern, — es war keine Rolle mehr, die ich spielte, ein Stück starker Wahrheit lag in meinem Flehen; man mußte mir die Angst ansehen.

Selbst der erfahrene Polizeimensch fing an zu zweifeln; ich merkte es gut, ich las es auf seinem Gesichte.

„Dein Vater ist verhaftet, er hat Alles gestanden.“

Meine Gedanken blieben so klar wie Wasser. „Ich habe ihm ja gar nichts davon gesagt, — ich hielt ja das Messer immer vor ihm verborgen, — woher weiß er es denn? — Weiß er es wirklich? Ach, wie wird der mich schlagen!“

Und ich heulte und jammerte. — Von dem Gelde, von der Kassette hätte ich mich zu sprechen; ich that, als begreife ich garnicht, daß diese beiden Dinge im Zusammenhange stünden; ich stellte mich sehr unschuldig; was lag mir daran, wenn ich auch einmal für dumm gehalten wurde.

Es war absolut nichts ans mir herauszutreiben.

„Nur nicht gestehen; leugnen, leugnen — immer leugnen; sich genau merken, was man gesagt hat; nicht zu viel reden.“ Streng hielt ich mich an diese väterlichen Lehren.

Wochenlang befand ich mich schon in Haft — ich blieb bei meinen Aussagen; fest, standhaft, unverbrüchlich. — „Ich hab's gefunden,“ — von dem Diebstahl wisse ich nichts.

Meinen Vater und den Emil hatte man auch ins Gefängniß gebracht, das wußte ich; ob auch die Hausfrau, die Fanny? —

Auf alle Weise war versucht worden, wegen des gestohlenen Geldes ein Geständniß aus mir herauszulocken; ich sprach nur von dem Messer und blieb dabei, „ich hab's gefunden,“ — und wiederholte stets mit gleicher Dringlichkeit meine Bitte, „nur meinem Vater nichts sagen.“ Daß mein Vater sich keine Blöße gegeben, davon war ich fest überzeugt — aber der Emil? — der sprach kein Wort zu viel, dazu war er schon zu faul; das war das Gute an ihm. Und wenn es ihm erst an den Kragen zu gehen drohte, dann benahm er sich gewiß aufs Behutsamste. Raffinirt genug war er ja und nicht so leicht zu kriegen; wenn er auch ein feiger Hallunke war.

Die Verhandlung war anberaumt. —

Ein paar Tage zuvor wurde ich zu ganz ungewohnter Zeit ins Zimmer des Untersuchungsrichters geführt. Als ich eintrat, fand ich zu meiner Ueberraschung unseren früheren Hausherrn vor. Der Alte erhob sich von dem Stuhle, auf dem er gesessen und reichte mir herzlich die Hand.

„Armer, kleiner Kerl, wie blaß Du aussiehst!“

Aber ich traute seiner Freundlichkeit nicht über den Berg; ich beschloß, sehr auf meiner Hut zu sein.

Nachdem er sich einige Minuten über ganz gleichgültige Dinge mit mir unterhalten, bemerkte er ganz unvermittelt:

„Daß jetzt Dein Vater und Emil Alles gestanden haben, war das Beste, was sie thun konnten.“

Wollte mir der alte, dumme Narr wahrhaftig den blauen Dunst auch weiß machen; was meinte denn der! da hätte er früher aufstehen müssen, wenn er mich aufs Eis locken wollte. Dies war dem Untersuchungsrichter bis jetzt nicht gelungen, trotz seiner Kreuz- und Querfragen, — und nun glaubte der, er dürfe nur kommen. Beinahe hätte ich höhnisch aufgelaßt.

Der Untersuchungsrichter war nicht im Zimmer anwesend; nur ein Schreiber saß, ohne Notiz von meinem Eintritt genommen zu haben, über einen Stoß Affen gebeugt, an einem Tische. Narkotisch flog seine Feder übers Papier.

„Dein Vater und der Emil müssen gehörig brummen; Du kommst in eine Anstalt, da kriegst Du's nicht schlecht — Du wirst gut erzogen, das heißt, wenn Du die Wahrheit sagst, im anderen Fall kann es Dir schlimm ergehen. — Am Ende werden sie Dich auch ins Zuchthaus.“ — Fürs Zuchthaus war ich zu jung, das wußte ich; ich war ja noch keine zwölf Jahre, deshalb fürchtete ich mich auch nicht. — „Ich thät an Deiner Stelle die Wahrheit bekennen.“ — Ich blieb bei meinen früheren Aussagen; ich hätte das Messer vor dem Hause gefunden, und weil es mir eben so sehr gut gefallen, behalten.

Ich wiederholte die eingelernten Worte: — wie böse mein Vater auf mich sein werde, welche furchtbare Angst ich vor den Prügeln habe, die mir sicher seien; wenn ich an die dachte, so standen mir die Thränen leicht zu Gebot. — „Oh, wie wird er mich schlagen.“ — winselte ich — „halb zu Tode wird er mich prügeln, wenn er nächste Woche frei wird!“ — und ich heulte ganz erbärmlich, denn ich spürte schon den Stock meines Vaters über meinen Rücken tanzen. — Und erst die Vorwürfe! — an die zu denken, war mir beinahe noch peinlicher; Daß ich mich so blamiert hatte; ich, der ich für so talentvoll, für so verlässlich gegolten! — Auch der Verlust des Messers schmerzte mich, so oft davon gesprochen wurde. Und ich verhielte mein Gesicht mit dem Taschentuch und weinte aufrichtige Thränen.

„Da schon her!“ Unwillkürlich blickte ich auf. Der Alte zeigte auf den Tisch; meine Augen blitzten: da lag auf einmal das Messer mit dem beinernen Griff — mein Herz zog sich zusammen vor Wehmuth. — Wie schön es war! — Es erschien mir wunderbarer denn je. — Oh, daß ich so dumm gewesen und es das eine Mal herausgezogen; auf offener Straße, unter der Gaslaterne. Diese Unvorsichtigkeit! — Ein Mal und solche Folgen! — Da lag das Messer! Der Alte streckte langsam die Hand aus und griff darnach. Er besah es von allen Seiten — er klappte es auf und zu — oh, den Klang kannte ich! Wie er mir ins Herz schmitt dieser feste, eigene, entschiedene Ton — klipp, klapp!

„Ist doch ein feines Messer.“ schmunzelte der Alte — „bin froh, daß ich es wieder habe — heute nehme ich es mit.“ — wandte er sich an den stillen Schreiber, — „ich darf es doch, da die beiden Herren eingestanden haben?“ — Dieser drehte etwas den Kopf und nickte zustimmend, indem er ruhig in seiner Arbeit fortfuhr. — Der Hausherr schob das Messer ein.

Da wars mir, als risse man mir das Herz aus dem Leibe — ich biß die Zähne zusammen — meine Fäuste ballten sich. Langsam zog der Alte das Messer nochmals aus der Tasche und hielt es mir vor die Augen; gierig langte ich darnach. Aber rasch zog er die Hand zurück und das Messer hoch in der Luft haltend, sprach er: „Wenn Du die volle Wahrheit sagst, soll es Dein sein, dann schenke ich es Dir.“

Ich konnte nicht widerstehen, ich wollte nicht widerstehen; keinen Augenblick zögerte ich — ich mußte das Messer haben und wenn es mein Leben golt! — Und ich gestand, gestand Alles haarklein. — Ich verrieth meinen Vater, den Emil und die Alte; selbst die schwarze Kanny schonte ich nicht. — Das Versteck des Geldes gab ich an, den Aufbewahrungsort der gepackten Koffer; nichts verschwiegen ich. Da nun doch Alles gleich war, benutzte ich die Gelegenheit, der Frau und dem Emil Eins hinaufzugeben. Der Alte kochte vor Eifersucht — sein Gesicht wurde beinahe schwarzblau vor Wuth, als er erfuhr, wie er von seiner Frau betrogen worden: „sie soll es hüßen.“ knurrte er.

„Haben Sie die Aussagen des Jungen genau protokolliert?“ fragte der Untersuchungsrichter, welcher in dem Augenblick, als ich mein Geständniß beendet, vom offenen Nebenzimmer herein getreten war; dieser

drehte etwas den Kopf und nickte zustimmend, indem er ruhig in seiner Arbeit fortfuhr.

Nie im Leben werde ich die haßerfüllten Blicke vergessen, die mich aus den Augen meines Vaters trafen, als ich ihm als Zeuge gegenüber gestellt wurde. Seine Züge waren in ohnmächtigem Grimm verzerrt; um seinen Mund zuckte es voll Haß. Er war um Jahre gealtert. Wenn er mich in seine Klauen bekommen, er hätte mich todgeschlagen.

Weber ihm noch dem Emil half ihr hartnäckiges Leugnen; sie waren glänzend überführt worden. Ganz allein durch mich; ich hatte mit einem Schlag Alles zertrümmert; ich war eben doch ein Sakrament!

Beide wurden zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt — auch die beiden Frauenzimmer mußten dran glauben.

Als man meinen Vater abführte, rief er mir böse, drohende Worte zu. — Ich fürchtete mich ganz entsetzlich auf später; ein Schauer lief mir über den Körper, wenn ich ans Wiedersehen dachte.

Aber ich hatte Glück, Glück wie immer; nach einem halben Jahre ist der Mann im Zuchthaus gestorben.

Als mir diese Nachricht überbracht wurde, — athmete ich auf, — jetzt erst konnte ich mich so recht über das Messer freuen. —

Ich besitze es heute noch.

Unsere Körperhaut.

Von Dr. L.

Die Außenhaut unseres Körpers ist nicht in allen ihren Theilen von gleicher Dicke; auf dem Nasenrücken ist sie dünn, auf dem Haden dick und dazwischen von verschiedener Dicke an den übrigen Körpertheilen. Benutzt der Mensch einzelne Hautstellen sehr oft, wie z. B. der Maurer den Handteller oder viele Völkerstämme die Sohle, weil sie stets barfuß gehen, so wehrt sich die Haut gegen die Abnutzung dadurch, daß sie die äußere Schicht hornartig verdickt. Wie den Thieren „das Fell über die Ohren gezogen“ werden kann, so auch, und nicht bloß bildlich, den Menschen, doch liegen für Europa jene Zeiten hinter uns, da edle Ritter Kriegshandschuhe ausnahmsweise aus Menschenhaut trugen. Noch vor fünfzig Jahren zählte Leipzig zu seinen Wahrzeichen eine Menschenhaut, die 1795 im anatomischen Museum der dortigen Universität aufgestellt worden war. Ein braver Schuster hatte sie, die vom Kopf bis zu den Füßen von seltsamen Balggeschwüren bedeckt war, auf dem Leibe getragen und gegen Verabreichung eines Huchengeldes nach seinem Tode dem Theatrum anatomicum überwiesen. Im oben erwähnten Jahre starb nun Johann Gottlieb Reinhardt, „regelrecht“ wurde die Haut abgezogen, ausgestopft, an einem Gestelle befestigt und den anderen Merkwürdigkeiten des Museums einverleibt. Die den Feinden abgezogene Kopfhaut mitsamt den langen Haaren bildete bis in die neueste Zeit hinein einen vielbegehrten Kriegerschmuck der nordamerikanischen Indianer.

Da nun die Haut unser wichtigstes Sinnesorgan ist, wollen wir in Kürze ihres anatomischen Baues uns erinnern. Sie besteht aus zwei in ihrer Dicke sehr verschiedenen Lagen. Die äußere bildet die dünne, gefäß- und nervenlose, also unempfindliche Oberhaut (Hornhaut) mit der Schleimhaut; unter dieser liegt die viel dickere, feste Lederhaut. Sie ist reich an Blutgefäßen und Nerven und besteht aus zwei verschiedenartigen Schichten, deren erste die schwer zerreibbare Lederhaut ist, welche bei Thieren gegerbt das Leder liefert, bei uns nur sichtbar wird, wenn Brandblasen oder spanische Fliegenpflaster die Oberhaut abgeschält haben. Die zweite Schicht ist das Unterhautfettgewebe. Wie alle Theile des menschlichen Körpers in fortwährender Erneuerung der mikroskopischen Zellen durch die Ernährung, durch das Blut, begriffen sind, so auch die Haut, doch können wir diese Erneuerung nur an den obersten Theilen beobachten, die sich nach und nach lösen und den sogenannten Schinn, den weißlichen Staub unter den Haaren des Kopfes bilden.

Bei den höher organisirten Thieren und folglich auch bei den Menschen übernehmen den Gasverkehr zwischen der Atmosphäre und dem Körper nicht ausschließlich die Lungen, sondern die Ausscheidung verbrauchter Flüssigkeiten nicht ausschließlich die Nieren, sondern auch die Haut, und deshalb ist es für unsere Gesundheit von größter Wichtigkeit, durch Waschungen möglichst des ganzen Körpers die Haut derartig rein zu erhalten, daß die Schweißdrüsen in ihren kleinen Oeffnungen (Poren) sich nicht verstopfen. Ihre Zahl beträgt ja gegen $2\frac{1}{2}$ Millionen. Mit dem Schweiß werden aber auch gegen zwei Prozent feste Stoffe abgeföhert, besonders Kochsalz und in geringer Menge Kali, Kalk, Magnesia und Eisenoxyd. Wie wichtig für die Ernährung das Salz ist, entnehmen wir daraus, daß, wo Salze dem Erdboden und den Pflanzen fehlen, unsere Forstleute für das Wild „Salzlecken“ errichten, und unsere Hausthiere, zumal in manchen Gegenden Asiens, sich gegenseitig den Schweiß ablecken. Durch die Talgdrüsen der Haut, welche besonders an den stärker behaarten Theilen sich befinden, wird eine nicht unbedeutende Fettmenge abgeföhert, um die Haut geschmeidig zu erhalten. Nicht diese nicht aus, wird die Haut spröde. Weil bei den farbigen Menschenrassen die Wasserverdunstung und Fettabgabe durch die Haut bedeutender ist als bei den weißen Europäern, weil manche außerdem oft unreinlich sind und stark riechende Nahrungsmittel (Zwiebeln, Knoblauch) zu sich nehmen, wird deren Nähe für unsere Nasen oft recht unangenehm.

Bodurch wird aber unsere Haut, die als Decke unseren Körper gegen die Außenwelt abschließt und doch mit ihr in unausgesetzter Verührung steht, unser wichtigstes Sinnesorgan? Die anatomische Untersuchung zeigt uns auch in der Haut ein Gewebe zarter und zarterer Nervenfascien, die zwischen den Zellen, doch nicht immer in gleicher Entfernung, von einander endigen, und den Beweis kann uns jeder Bekannte liefern. Wir bitten ihn, die Augen zu schließen, nehmen dann einen Birkel mit abgestumpften Spitzen, berühren mit dessen mehr oder minder weit geöffneten Schenkeln gleich stark und gleichzeitig die Haut an verschiedenen Körpertheilen; er wird dann bald zwei, bald nur eine Empfindung merken. Professor G. H. Weber stellte in einer Tabelle diejenigen Hautstellen zusammen, die bei gleicher Birkelöffnung nur eine Empfindung hervorbrachten. Die Haut zeigte dort die größte Feinheit des Tasts- und Drucksinnes, wo die Birkelchen sehr nahe aneinanderlagen, also z. B. an der Zungenspitze bei nur 1 mm Entfernung der Schenkelspitzen, an der Innenfläche der dritten Fingerglieder 2 mm, an der Nasenspitze 4, an der Wange 11, an der Kniekehle 35, am Rückgrat bei den oberen Rückenwirbeln 52, an der Mitte des Halses, des Armes oder Schenkels sogar 66 mm Entfernung der Birkelchen. Geringe Temperaturunterschiede empfinden wir als Wärme oder Kälte, sehr starke Hitze oder Kälte verursacht uns schmerzhaftes Brennen, desgleichen Elektrizität und ägende Hautreize. Angenehme Lustempfindungen werden hervorgerufen durch schwächere, unterbrochen einwirkende Reize auf die Haut, Schmerzen dagegen durch schwächere andauernde oder plötzliche einmalige.

Die so mannigfachen Farbenveränderungen in der Haut der verschiedenen Völkerstämme werden nur durch braune Farbstoffkörperchen in der Schleimschicht unter der durchsichtigen Hornhaut hervorgerufen. Je nachdem sie mehr oder weniger in den oberen oder unteren Lagen dieser Schicht, je nachdem sie in größerer oder geringerer Menge dort vorkommen, bestimmen sie die Farbe der Haut und, was innig damit zusammenhängt, die der Augen und Haare. Ist die Zahl dieser braunen Körperchen unerheblich, so erhalten wir die Hautfarbe der Europäer, die unter dem Mikroskope durchaus nicht weiß ist, sondern hellwachs-gelb wie bei unseren Todten. Weil nun unsere Stadtbewohner, welche Seebäder oder Sommerfrischen besuchen, nach kurzer Zeit im Gesicht, am Hals und an den Händen gebräunt werden, und weil es ähnlich den im Freien arbeitenden Menschen und exerzirenden Soldaten ergeht, so schrieb man dies ausschließlich atmosphärischen Einflüssen zu, aber Leute von dunkelgefarbten Rassen, z. B. aus Afrika oder Neu-Guinea, die längere Zeit hier bei uns

leben, werden an den entblöhten Körpertheilen nicht dunkler, sondern im Gegenteil heller. Die Auflösung dieses Räthsels ist uns noch nicht gelungen. Die überwiegende Mehrzahl der Menschen gehört der brünetten Hautfarbe an, die gelbe und gelbbraune Farbe der meisten Asiaten, der nordamerikanischen Eingeborenen, der Eskimos, Lappen, Buschmänner und Hottentotten ist wenig verschieden von stark brünetten Europäern; sie sieht nur fahler, glanzloser aus, weil bei den Ersteren das Blut weniger durchschimmert. Die Kulturgeschichte lehrt uns, daß nicht die Hautfarbe es ist, die die Kulturfähigkeit bedingt, weil farbige Völkerstämme ihre uralte Kultur nach Griechenland und Italien brachten, und die Erfindung des Schießpulvers, des Kompasses und Buchdruckes viel früher als bei uns im südöstlichen Asien stattfand und dergl. mehr. Was wir Kultur nennen, ist zuerst bei schwarzhaarigen Völkern mit brauner Haut in Asien und Afrika zur Blüthe gelangt, uns, den blauäugigen, blondhäutigen Völkerstämmen Nordeuropas ist sie im Wesentlichen als fertiges Geschenk überbracht und dann erst weiter ausgebildet worden.

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Fehdbruders. Von F. Niebeck.
(Fortsetzung.)

Ich fragte sie, ob sie mir sagen könne, weshalb ich eingesperrt worden sei; doch sie schüttelte abwehrend den Kopf und erklärte, daß sie sich um solche Dinge nicht kümmere. Die Gefangenen hätten ihr schon öfters großen Aerger bereitet; es sei verboten, mit ihnen zu sprechen, und sie wäre nicht zu mir gekommen, wenn ich nicht gesagt hätte, daß mich hungere. Der frühere Polizist sei nicht so streng gewesen, aber bei dem jetzigen, der aus der Wiener Gegend stamme, müsse man sehr vorsichtig sein.

Als sie bereits im Begriff war, die Thür zu schließen, fragte sie, ob ich etwa ein Preuße sei, und auf meine bejahende Antwort hin theilte sie mir mit, daß der Herr Polizist die Preußen nicht leiden könne.

„Was macht er mit ihnen?“

„Wenn sie gebettelt haben, liefert er sie an's Gericht.“

„Ich habe aber nicht gebettelt! Ich habe überhaupt kein Unrecht begangen!“

„Da kann ich nichts sagen.“

Sie verließ mit ihrem Begleiter den Kerker und verschloß die Pforte. Ich aber machte mich mit Behagen über die Suppe her, die ich vortrefflich fand. Als ich gesättigt war, erschien mir die Rolle eines k. k. Staatsgefangenen schon weniger schreckhaft, und ich rüstete mich in aller Ruhe zum Schlafen gehen. Schon lag ich auf der Pritsche, als der Mann in der blauen Schürze die Schlüssel abholte. Ich bedauerte mich und redete ihn an, doch er gab keine Antwort. Nicht einmal „gute Nacht!“ wünschte er mir. Das störte indes meinen Frieden nicht, und obgleich mir ein Federbett einigermaßen lieber gewesen wäre, als die dünne Filzdecke, schlief ich bald den Schlaf der Gerechten. Auf meiner Reise hatte ich hinreichende Gelegenheit gefunden, mich an harte Lagerstätten zu gewöhnen und war somit weniger empfindlich, als jene Märchenprinzessin, die nicht schlafen konnte, weil unter dem siebenten Unterbett eine Erbse lag.

Ohne Unterbrechung schlief ich, bis der helle Tag durch mein niedliches Fenster lugte, und wenn ich nun nach meinen Wünschen befragt worden wäre, hätte ich mich für schleunige Abreise entschieden. Traut und beruhigend war das Gefühl, nach langer Vogelfreiheit wieder eine Wohnstätte zu besitzen und in aller Ruhe rasten zu können, doch stärker war in diesem Falle die Sehnsucht nach der Landstraße. Mein Wirth gefiel mir zu wenig, und ich traute ihm böse Absichten zu; außerdem leuchtete das Stüdchen Himmel so lodend und verheißend, und ich fühlte mich so stark und unternehmungslustig, daß ich mir nicht nur das Tüppeln, sondern sogar das Dalsen als ein prächtiges Vergnügen vorstellte. Da ich aber

meinem Käfig nicht zu entrinnen vermochte, beschloß ich, das Beispiel der Biene nachzuahmen, die auch aus der Giftblume süßen Honig saugt, und ich begann, mich auf das Dichten einzurichten. Papier und Bleistift besaß ich und an poetischen Stoffen litt ich keinen Mangel; also war ich in der glücklichen Lage, mit Fleiß und Muße für meinen zukünftigen Ruhm arbeiten zu können. Ich konnte dabei, sorgfältig in die Filzdecke eingehüllt, bequem auf der Pritsche liegen, und somit war ich auch gefeit gegen die Kälte. Zu der lieben Bäuerin, die ich im Herzen immerzu segnete, hegte ich das Vertrauen, daß sie für meine leibliche Nahrung sorgen werde.

Der Plan war allerliebste, doch er scheiterte. Noch war ich mit den Vorbereitungen zu dem dichterischen Unternehmen nicht fertig, als mein Kerkermeister und die Bäuerin mir gemeinschaftlich einen Besuch abstatteten. Schon bevor die Frau aufschloß, redete er sehr laut und lebhaft, und ich hörte ihn öfters ansprechen: „Segu's, wie guat bös war — wie guat!“

Beim Eintritt befahl er mir heftig, mich reisefertig zu machen. Ich gehorchte und begann, mein Bündel zu ordnen, das ich wegen des Schreibmaterials geöffnet hatte. Das Einpacken ging ihm viel zu langsam; er ermunterte mich zu größerer Schnelligkeit und war mir behilflich. Dabei zeigte er sich sehr vergnügt und wiederholte immer wieder: „Wie guat bös war!“

Die Ausrüstung war rasch beendet, und marschfertig trat ich hinaus. Meine barmherzige Fee machte ihn darauf aufmerksam, daß ich noch nicht gefrühstückt habe; doch er schüttelte den Kopf und rief: „Kane Zeit, kane Zeit!“

Boz Wetter, was bedeutet das? Im Hofe stehen zwei Soldaten mit Gewehren. Sie kommen auf mich zu; Einer versetzt mir einen sanften Puff und kommandirt: „March!“ Der Polizist schreit den Kriegern zu: „Warten's auf'n Markt!“ und läuft zum Thore hinaus. Ich wende mich nach der Bäuerin um, ihr ein Wort des Dankes und des Abschiedes zu sagen; da trifft mich ein Stoß mit dem Kolben, so daß ich Schmerzen im Arm verspüre. Da bin ich ja in recht gemüthliche Hände gerathen!

Zwischen den zwei Soldaten marschire ich die Straße entlang. Kinder laufen hinter uns drein; Erwachsene bleiben stehen und begaffen mich mit ernsten, fragenden Augen. „Der Raubmörder is drwisch!“ höre ich einen Mann sagen.

Ein furchtbarer Schred durchzuckt mich; zugleich aber überkommt mich ein teuflisches Vergnügen. Daß man mich für einen Raubmörder hält, erscheint mir urkomisch und höchst belustigend, und ich denke mit wohniger Schadenfreude an den Augenblick, an dem meine Unschuld zu Tage treten wird. Die langen Gesichter dann, und die Entschuldigungsworte, die man mir sagen wird! Und der Aerger des einfältigen Polizisten! Der Dummkopf glaubt, einen Raubmörder gefangen zu haben, und während es nun heißen wird, daß der Gesuchte erwischt worden sei, findet dieser Zeit, über alle Berge zu entfliehen.

Bin ich wirklich als Raubmörder festgenommen worden? Trotz aller Lustigkeit kann ich mich einer schweren Vellommenheit nicht erwehren.

Auf dem Markte wird Halt gemacht, und augenblicklich umringt uns ein dichter Kreis von Menschen. Ein Soldat ergreift mich fest am Arme; der andere drängt mit dem Gewehr die zubringlichsten der Gasse zurück. Der Humor verläßt mich; mein Muth sinkt, und es schlägt eine entsetzliche Angst ihre Krallen in meine Seele. Ich wage nicht aufzublicken vor Scham; gräßliche Gedanken martern mich, und dabei horche ich auf die Reden der Leute. Kein Zweifel, ich gelte als Raubmörder! Die Leute sagen es; sie erzählen einander die Geschichte des Mordes; sie haben davon in der Zeitung gelesen. Eine Frau meint, man sähe mir den Lumpen und Mörder schon an; ein Kerl will mit der Faust auf mich losfahren, wird aber von den Soldaten zurückgeschoben; Andere fluchen mir und verwünschen mich mit wüthenden Worten, und Jemand gelobt mit feierlich gehobener Stimme, fortan keinem Handwerksburschen mehr einen Kreuzer zu geben, da „solche Brut“ darunter sei.

Ich ein Raubmörder! Der beste Beweis sind die Soldaten. Gewiß sind sie während der Nacht telegraphisch aus einer Garnisonstadt hergerufen worden. Hielte man mich nicht für einen äußerst schlimmen Verbrecher, so hätte man das Militär nicht gebraucht. Und bald zwei Mann! . . . Sicherlich waren die Gewehre scharf geladen. . . .

Wenn es mir nicht gelänge, meine Unschuld zu beweisen! Wenn ich verurtheilt würde! . . . O, wie viele Unschuldige mögen schon verurtheilt worden sein! . . . Wenn der Henker mich ergriffe, mich auf das Blutgerüst zöge . . . wenn . . .

Doch nein, nein! Zurück, du blutiger Wicht! . . . Zurück, ich bin schuldlos! Kasse mich nicht an mit deinen verfluchten Mörderhänden! Und hätte ich zehntausend Morde begangen — ich allein bin Herr über mein Leben! Ich will leben, leben, und ich erdroffele dich, wenn du mich antastest!

Narr, lache doch! Deine Unschuld wird sich bald herausstellen! Du kannst ja den Richtern sagen und beweisen, wo du hergekommen bist und wo du dich aufgehalten hast! Und der Mord ist gewiß in einer ganz anderen Gegend verübt worden! Lache doch und genieße das großartige Abenteuer!

Eines nur ist schrecklich! In den Zeitungen wird zu lesen sein, daß der Raubmörder ergriffen worden ist, und dein Name wird genannt sein. In fünfzig, in hundert — vielleicht in vielen hundert Zeitungen wird die Nachricht gedruckt sein, und sie wird auch in meine Heimath dringen. . . . Die Leute daheim werden sie lesen und dazu sagen, daß sie mir schon immer nichts Gutes zugetraut hätten; sie werden meine arme Mutter verachten und beschimpfen, und die Mutter — ach, meine geliebte Mutter! — sie wird sterben vor Qual und Gram und Schande, bevor die Kunde von meiner Unschuld zu ihr dringt!

Mir ist, als müßte ich schreien vor Schmerz und Wuth; als müßte ich dem aufgeregten Volke offenbaren, daß ich kein Verbrecher sei, sondern daß an mir ein Verbrechen begangen werde; doch ich bezwinge mich, und während in meinem Innern die schauerlichsten Empfindungen rasend durcheinander toben, bewahre ich äußerlich vollkommene Ruhe.

Jetzt drängt sich der Polizist durch den Kreis und übergiebt einem der Soldaten einen großen Brief. Jedenfalls hat der Schwachkopf ein Protokoll über meine Verhaftung aufgesetzt. Er grinst mich vergnügt an und ruft mir lachend zu: „Jetzt werden's dr'schossen!“

Wie er sich freut, daß er mich gefangen hat!

Auf einmal machen seine Worte in Verbindung mit seiner heiteren Miene mich süßig. An das Erschließen glaube ich nicht; er treibt Scherz mit mir. Er würde nicht so harmlos scherzen und lachen, wenn er mich wirklich für einen Raubmörder hielte. Raubmörder werden gefesselt, und mich ließ man ungefesselt. Ich schämte ich jetzt meiner thörichten Angst und nahm mir vor, guten Muthes zu sein. Doch — o Wille, wo ist deine Macht gegenüber der Furcht!

„Fort!“ kommandirt ein Soldat.

Er nimmt mich hinten am Rockragen und schiebt mich durch die Gasse, die das Volk rasch und respektvoll für uns bildet. Erst als wir den großen Schwarm der Einwohnerschaft hinter uns haben, zieht er die Hand, die meinem Nacken unangenehm ist, fort.

Mehrere Gassenbuben sind uns tren geblieben. Doch draußen auf der Landstraße fällt Einer nach dem Anderen ab. Sie müssen wohl nach der Stadt zurückeilen, um nicht die Schule zu versäumen. Zu legt ist nur noch Einer übrig — ein Kerlchen von etwa acht Jahren mit zerfestem, blauem Höschen, langem, grauem Nöckchen und bloßem Kopfe. In der einen Hand trägt er einen braunen Topf, und ich vermüthe, daß er ansagesandt worden ist, die Kaffeemilch zu kaufen, denn die andere Hand umschließt krampfhaft das Kaufgeld. Während er neben uns hertrabte, hasteten seine großen, dummen Neugierangen in hochgespannter Verwunderung auf meiner Person. Ich lächelte und nickte ihm einige Male zu, doch diese Zeichen eines heiteren Wohlwollens übten auf ihn keine andere Wirkung aus, als daß seine verdüsterten Augen noch größer werden und sein Er-



Die Statue des Herzogs Alba wird durch die Straßen Antwerpens geschleift. Nach dem Gemälde von E. H. Verlat.

stammen immer mehr wächst. Daß ein Raubmörder, der von zwei Soldaten geführt wird, zu lächeln und mit dem Kopfe zu nicken vermag, erscheint dem kleinen Weltbeschauer offenbar als das seltsamste aller der Wunder, die er in seinem jungen Dasein erlebt hat. Länger als eine halbe Stunde trippelt er neben uns her und wird nicht müde, mich anzustarren; kaum daß er sich Zeit nimmt, ab und zu flüchtig nachzusehen, ob die Kreuzer in seiner Hand noch vollständig beisammen sind. Ich fürchte, er findet nicht mehr nach Hause, und ich bedauere ihn schmerzlich wegen der Liebe, die er daheim zu erwarten hat. Die Soldaten schenken ihm keine Beachtung; ich genieße die Ehre, daß ihre Aufmerksamkeit vollständig auf mich gerichtet ist. Gewiß haben sie schwere Strafen zu erwarten, wenn sie mich entweichen lassen. Ich muß voranmarschieren; sie folgen, die Gewehre an die Schultern gehängt, dicht hinterdrein. Rasch und rüstig schreite ich aus; für die Soldaten aber noch nicht rasch genug. „Kannst nit rennen, verflüchter Aff?“ fragt mich der Eine, und der Andere thut noch ein Uebrißes, indem er mir auf die Fersen tritt und sagt, er werde mir „Füß“ machen.

Vor einem Dorfe endlich macht mein junger Bewunderer Halt. Beim Anblick des fremden Kirchturmes wird ihm jedenfalls mit Schrecken klar, daß er sich mit seinem Milchtopf viel zu weit in die Fremde gewagt hat. Doch meine angebliche Raubmörderschaft übt noch immer eine solche magnetische Gewalt auf ihn aus, daß er sich nicht eher zur Heimkehr wendet, bis ich seinen Blicken entschwunden bin. Ich schaue mich einige Male nach ihm um; er steht am Wegrand, immer noch starre Verwunderung im Gesicht. Wie würde der Kleine die großen Pupillen erst aufsperrn, wenn er meiner Hinrichtung beiwohnen könnte! . . .

Einer meiner Wächter leitet mich mit dem Gewehrkolben mitten auf den Fahrbaum. Durch das Dorf soll der Fußweg nicht benutzt werden; vermuthlich, weil zu befürchten ist, daß ich sonst leicht durch ein Haus- oder Hofthor entweichen könnte.

Die Menschen dieses Ortes thun mir in der Seele leid. Ach, nur Wenigen ist das hohe Glück beschieden, mein Antlitz zu schauen, und von diesen Wenigen kommen mir die Wenigsten so nahe, daß sie Gelegenheit finden, sich meine Züge für alle Zeiten in das Gedächtniß einzuprägen. Die Meisten gewahren uns erst, als wir schon an ihnen vorbei sind, und sie müssen zufrieden sein, daß sie sich wenigstens rühmen können, mich von hinten gesehen zu haben. Ein Jüngling, der in einem Garten arbeitet, erblickt uns, stürzt an ein Fenster des Wohnhauses und pocht mit solchem Ungestüm an das Fensterglas, daß ich um die Scheiben zitterte. Innen am Fenster erscheinen menschliche Gestalten; sie erkennen, was „los“ ist, doch ein Baum verdirbt ihnen die Aussicht und sie kommen daher auf die Straße gerannt — leider auch zu spät. Gern würde ich mich dem witzbegierigen Volke von vorn und hinten zeigen, wenn nur die beiden Grobiane von Soldaten es zuließen! Sie wollen nicht einmal dulden, daß ich einen Blick nach rückwärts werfe. Geradeaus gehe der Weg, sagen sie, und wenn ich nicht parire, wollen sie mir die Nase entzwei schlagen. Auf einen solchen Transport müßte das Publikum der Ortschaften, durch die er sich bewegt, durch reitende Gilboten vorbereitet werden. Die Dorfleute führen zumeist ein langweiliges und einködiges Leben; wenn man ihnen daher durch ein billiges und sensationelles Schauspiel, wie es der Transport eines Raubmörders ist, ein Vergnügen bereiten kann, sollte man es thun.

Wir marschieren Stunden lang, und ich werde allmählich schlaff. Mein Magen ist äußerst ungehalten, weil er Kraft erzeugen soll, ohne sein Frühstück bekommen zu haben. Die zwei Kriegsleute suchen über meine Faulheit und stoßen mich in den Rücken, bald mit den Händen, bald mit den Kolben. Schließlich aber fühlen sie sich selbst erschöpft, und das gereicht mir zum Heile. „Links!“ wird kommandirt, und verständnißlos schreite ich auf ein links am Wege befindliches Gasthaus zu. Im Hausflur treffen wir eine Frau. Sie wird aufgefordert, uns in ein Zimmer zu führen, in dem keine Gäste sind. Die

Frau begreift die Ursache des Wunsches und führt uns in ihre Wohnstube. Für mich wird ein Stuhl mitten in das Zimmer gestellt, und ich falle erschöpft darauf nieder. „Nicht rühren!“ befiehlt mir ein Soldat und droht mit der Flinte.

Die Zwei stellen den Tisch in die Nähe der Thür und richten sich bequem ein. Sie legen Mäntel und Waffen ab und unterhandeln mit der Wirthin wegen eines guten Frühstücks. Meiner Person wird dabei keine Erwähnung gethan. Die Frau bringt Brot, Butter, Käse und Brauntwein, und meine Helden hauen sogleich forsch drein, während ich in Unthätigkeit verharren muß. Ich rechne auf den Rest des Frühmahles; bald aber seh ich mit Jorn und Schaudern, daß sie auch die letzten Brotkrusten noch verschlingen, ohne meiner Noth zu gedenken. Das empört mich, und ich rufe laut: „Mich hungert! Ich habe noch nicht gefrühstückt!“

Der eine Soldat springt auf, kommt wild auf mich zu und will mir mit der Faust ins Gesicht schlagen. Seiner Ueberzeugung nach scheint es für das österreichische Kaiserreich von Wichtigkeit zu sein, daß ich unter allen Umständen den Mund halte. Er hält mir die Faust vor die Augen und sagt: „Wenn Du a Gusch'n nich hältst, g'schiecht woß!“

Sein Kamerad hat mehr Vertrauen zum Reiche; er glaubt nicht, daß es durch ein Wort aus meinem Munde ins Wackeln gerathen kann, und er beschwichtigt den erschrockenen Waffenträger. Die Wirthin, die der Szene beigewohnt hat, hält mich zwar — das steht deutlich in ihren verwitterten Zügen zu lesen — für ein verabscheuenswerthes Subjekt, allein sie hat ein mitleidiges Herz, und sie fragt meine Transporteure durch stumme Gesten, ob sie auch mir den Hunger stillen dürfe. Der Eine — der mildere von Beiden — erwidert, das komme darauf an, ob ich bezahlen könne; der Andere sagt, ich dürfe, da ich Arrestant sei, nur trockenes Brot und Wasser bekommen. Die Wirthin nickt, als finde sie es ganz in der Ordnung, daß ein Arrestant nur trockenes Brot und Wasser bekomme; sie geht hinaus, um nach kurzer Weile mit einem Stück Schwarzbrot und einem Töpfchen Wasser zurückzukehren. Ich lange dankend zu und lasse mir die schmale Arrestantenkost gut munden. Der gestrenge Krieger tritt auf mich zu, nimmt mein Töpfchen und guckt und riecht hinein; er hegte den Argwohn, daß das Wasser gebrannt sei, kann aber beruhigt zu seinem Schnapsglase zurückkehren.

Die Soldaten plaudern mit gedämpfter Stimme über ihr Militärleben und kommen auch auf ihre gegenwärtige Mission zu sprechen. Ich lausche mit gespanntem Ohr, weil ich gern wissen möchte, wo die Reise hingehet und was im Buche des Schicksals über mich geschrieben steht. Doch mein Wunsch geht nicht in Erfüllung; ich höre aus dem Gespräch nur heraus, daß sie Beide gewünscht hätten, ich wäre anderswo vom Teufel geholt worden. Sie müßten sich, meinten sie, wegen mir die Beine ablaufen und kämen um das schönste Vergnügen. Was das für ein Vergnügen ist, kann ich nicht erfahren. Sie fragen die Wirthin, als diese wieder erscheint, wie lange es her sei, daß Soldaten durch das Dorf marschirt seien. Eine gute Stunde könne es her sein, erwidert sie. Den beiden Kriegsleuten gefällt der Bescheid nicht; sie behaupten, so weit im Voraus könne das Bataillon noch nicht sein. Doch die Wirthin bleibt bei ihrer Bekundung; der Briefträger sei da gewesen, als sie durch das Dorf zogen, und der pflege um halb Jehn zu kommen; jetzt sei es halb Elf durch. Mißmuthig erheben sich meine Staatsgewaltigen, legen die Säbel und die Mäntel um und begleichen die Beche. Ich weiß jetzt, daß sie zu einem Bataillon gehören, das voranmarschirt ist und daß sie lieber bei dem Bataillon geblieben wären, anstatt mir als Treiber zu dienen; doch mit dieser Wissenschaft ist mir wenig gedient. Weshalb ich gefangen bin und von Soldaten transportirt werde, weiß ich noch immer nicht, und so bleibt die dumpfe Furcht, daß ich als Raubmörder gelte, auf meiner Seele lasten.

Wir setzen unseren Marsch fort. Die Beine fliegen noch schneller als am Morgen, und die Soldaten sind unheimlicher als zuvor. Sie

verlangen, daß ich rennen solle, und wenn ich zu rennen beginne, packen sie mich am Genick, schlagen roh auf mich los und drohen, mich zu erschließen. Der Eine besonders betrügt sich wie ein entmenschter Fleischknecht, der ein Stück Vieh zur Schlachtplatz treibt. Ich finde Stärke und Gleichmuth in der Verachtung, die ich dem Hallunken zolle. Mit der Zeit fügen wir uns gegenseitig in unsere Gangart, und das Schimpfen und Stoßen hinter mir nimmt ein Ende.

Kein Vergnügen, ein solcher Marsch! Ja, wenn ich so gut gefrühstückt hätte, wie meine Hintermänner! Die Beine werden mir schwerer und schwerer, und zuletzt ist mir's, als ob ich keine zehn Schritte mehr vorwärts kommen könne, sondern vor Mattigkeit und Müdigkeit hinfallen müsse. Der ganze Körper ist erschläfft; jede Bewegung ist ihm Qual; er verlangt gebieterisch nach Ruhe. Die Füße brennen und schmerzen; durch die Risse der Stiefel sind kleine Steinchen eingebrungen und erschweren mir das Auftreten. Eines der schrecklichen Mineralkörnchen ist zwischen Fuhrücken und Oberleder gerathen und sitzt dort einen fürchterlich stechenden Druck aus. Ich überlege lange Zeit, ob ich um die Erlaubniß bitten sollte, das Innere meines Schuhwerkes von Sand und Gestein zu säubern, kann mich jedoch nicht dazu entschließen, da ich einer Ablehnung gewiß bin. Wenn nichts weiter zu befürchten stände, als eine Ablehnung, so käme mir's auf die Bitte garnicht an; aber ich kann sicher sein, obendrauf noch Prügeleien hören zu müssen und Schläge zu bekommen. Denn ich habe es mit Unmenschen zu thun, von denen nur dem Einen ein Quentchen Menschlichkeit innewohnt. Ich empfinde den trotigen Willen, kurzweg zu erklären, daß ich nicht weiter könne; doch indem ich über die möglichen Folgen einer solchen Kühnheit nachdenke, schreite ich mit aller Kraftanstrengung weiter — Minute auf Minute —, und wenn ich nahe daran bin, mich mit furchtloser Entschlossenheit gegen die bewaffneten Tyrannen aufzulehnen und mich in den Graben zu werfen, lähmt meinen Willen die Vorstellung, daß sie doch nur ihre Pflicht erfüllen und endlich selber an das Rasen denken werden. „Nur noch kurze Zeit Geduld!“ ertönt in mir, wenn ein Dorf in Sicht kommt; und wenn wir das Dorf im Rücken haben, klammere ich mich an die Hoffnung, daß die nächste Ortschaft nicht weit sei und daß wir dann sicher in das Wirthshaus einkehren. War das ein Marterweg! Wenn ich wirklich einen Raubmord vollbracht hätte — er wäre durch eine solche Schmerzenseise gelüthet gewesen!

An die fünf Stunden schon, dem Stande der Sonne nach zu urtheilen, sind wir gelaufen. Mein Entschluß steht felsenfest: bis zum nächsten Dorfe noch, dann nicht weiter! Mag geschehen, was will! Schlagen mich die Kerls todt — einerlei! Besser, im Graben sterben, als in den Tod gehest zu werden! Meine Kraft ist völlig gebrochen. . . .

Wir sind am Dorfe angelangt. Die gesammte Einwohnerschaft scheint auf den Beinen zu sein. In großen Gruppen stehen die Leute auf der Straße. Sie sehen uns, und sogleich springen uns Kinder und Große in dichtem Schwarme und mit vielstimmigem Geschrei entgegen. Ich senke den Blick — die Welt und die Menschheit gehen mich nichts mehr an. Plötzlich ruft Einer meiner Treiber: „Der Herrgott sei b'dankt!“ und legt eine Hand auf meine Schulter. Ich bleibe stehen, doch er schiebt mich weiter. „Du bist wohl müd?“ fragt er. „Ich kann nicht mehr weiter!“ erwidere ich.

„Wir sein a müd, aber nu kannst verschnauf'n,“ spricht er mit einer Freundlichkeit, die mir ganz ungewohnt erscheint.

Ich erhebe die Augen und sehe unter dem Menschenstrubel, der uns umgibt, Soldaten. Gewiß ist jetzt das Bataillon erreicht. Hölle sei gesegnet, wenn du jetzt der Bein ein Ende machst!

(Fortsetzung folgt.)

Lebensregel.

Folge lähn gestrecktem Ziele,
Ob die Welt auch spottend lacht
Wer sich um die Welt gekümmert,
Großes hat der nie vollbracht.

Typen aus dem Räuberleben gegen Ende des vorigen Jahrhunderts.

Von Jak. Lippmann-Mainz.

III.

Eine jüdische Räuberbande.

Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die französische Revolution ihren Gigantenleib reckte, Throne und Thronchen in ganz Europa wankten, Despoten- und Pfaffenwillkür in verzagtem Trug hilf- und rathlos ihre veraltete Institution zusammenbrechen sah, Leben und Eigentum der Bürger und Bauern von den kriegsführenden Soldatenhorben ständig bedroht war, — da entstanden in Mitteleuropa zahlreiche Räuberbanden. Gestörte Erwerbsverhältnisse, unverständene oder willkürliche Auslegung des sogenannten „Naturrechts“ veranlaßten gar Viele, als letzte Zuflucht das Räuberhandwerk zu ergreifen. . . . Auch jene dunklen Blätter, die von menschlichen Verirrungen erzählen, bestätigen, was die Geschichte auf jeder Seite kündigt, daß Nationalität und Religion die Verbrechen weder veranlassen noch sie zu verhüten im Stande sind, daß die soziale Lage allein die Mutter von Gut und Böse ist.

In den Akten, welche von jenen zahlreichen Räuberbanden handeln, stößt man nicht selten auf Namen jüdischen Klangs: Mosche Rubel, Izig Angler, Schön-Mayer Moses, David Levy und Andere mehr. Doch man darf sich dadurch nicht irreführen lassen; die Räuber, um sich vor den Nachstellungen der Behörde zu sichern, legten sich häufig Namen jüdischer Hausierer zu, in deren Kostüme sie auch oft das Land durchstreiften.

Bei den Raubzügen der Banden, die unter der Leitung von Schinderhannes, Streitmatter und Damian Hessel standen, waren Juden nur sehr vereinzelt beteiligt — wenigstens aktiv — die Verübten waren sie sehr oft.

Anders lagen die Verhältnisse bei den Banden, die Jakob Picards führte. Der Führer selbst, aus Friesland stammend, war Jude, und von seinen zweihundertfünf Genossen waren mehr als die Hälfte, hundertundzwei, Juden, die aber nicht gerade zu den Furchtsamsten gehört zu haben scheinen. In den „Kriminalprotokollen und geheimen Notizen des Hr. Keil, ehemaligem öffentlichem Ankläger im Ruhr-Departement“ (Köln 1804) heißt es von Picard und seiner Bande: „Ihre Pläne sind groß, weitanschauend; ihre Räubereien werden nach einer äußerst künstlich ausgedachten Taktik unabweichbar ausgeführt; unermüdet ist die Beute, die sie in dreizehn Jahren davonschleppten (an barem Geld und Geldeswerth ungefähr dreieinhalb Millionen Francs). Drei Reiche, Deutschland, Holland und Frankreich, bildeten ihren Tummelplatz.“

Picards äußere Erscheinung verrieth keineswegs sein Gewerbe. Seine geschmeidige Gestalt war immer elegant gekleidet, langes, schwarzes Bart- und Kopfhaar umrahmte das bleiche Gesicht, funkelnde Augen kündeten sein lebhaftes Temperament. Sogar den damals so hell am Räuberhimmel leuchtenden Stern Schinderhannes verdunkelte Picard durch seine Thaten.

Keil sagt darüber: „Wo sich die Schinderhannes-Bande mit der Picardschen zu gemeinsamem Raub vereinte, steht der große, berühmte, oft besungene Schinderhannes nur als ein subalternes Glied unter dem Kommando Picards, eine Maschine in der Hand des größeren Werkmeisters. . . . Während Picard, im Beginn seiner Laufbahn, in kurzer Frist die unglaubliche Summe von zwanzigtausend Louisdor an der Spitze von fünfzig mit Pistolen und Säbeln bewaffneten Räubern zu Pferd mit Gewalt unter Feuern und Stürmen aus Städtchen und Flecken erbeutete und nachher in Paris großherrlich verschwelgte, erscheint sein Gegenbild Schinderhannes in Gebirg und Wald als ein eben nicht ungewöhnlicher Buschflepper. Während Schinderhannes sich in dem engen Bezirk von Trier bis Frankfurt und Mannheim herumtreibt, dehnt sich Picard mit seiner Bande von der Spitze Frieslands bis an Bayerns Grenze,

von der Seine bis nach Sachsen, bald fest er Paris und Arras, bald Brüssel und Antwerpen, bald Köln, Amsbach, Donauwörth in Schrecken.“

Die charakteristischen Hauptzüge aller großen Räuber waren auch ihm eigen: List und Verschlagenheit gepaart mit Grausamkeit und zügelloser Wildheit, den Weibern und dem Trunk ergeben.

Im Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte Picards Bande in den reichen Ebenen von Flandern und Brabant Furcht und Entsetzen verbreitet. Mord, Brand und Raub bezeichnen ihre Spur. Bevorzugten sie auch die Nachtzeit — „Kinder! wenns Mitternacht ist, bin ich König!“ soll Picard häufig gesagt haben —, so ging es doch keineswegs ruhig her bei ihren Zügen. Unter fortwährendem Schießen und Schreien stürmten sie durch die Straßen, um die Bande zahlreicher erscheinen zu lassen, als sie war — ebenso lärmend verließen sie mit ihrem Raub den Schauplatz der That, erst auf der Landstraße wurden sie ruhig, durfte kein Wort mehr gesprochen werden, um etwaigen Verfolgern nicht ihre Schlupfwinkel zu verrathen.

In der Gegend von Crefeld und Neuwied hausten damals unter Führung des Scheerenschleifers, Friedrich der Einäugige und Matthias Weber, genannt Feyer, Banden, die sich jedoch nur mit kleineren Diebstählen besahen und deshalb in den damals so bewegten Zeiten wenig Aufsehen erregten. . . . Plötzlich wurden Bevölkerung und Behörden durch Räubereien großen Stils alarmirt. In unmittelbarer Nähe Nachens waren einem Privatmann sechzigtausend Francs geraubt worden; kurz darauf wurde auf der Landstraße ein Postwagen geplündert, wobei die Räuber fünfzigtausend Francs erbeuteten; Picard hatte Brabant verlassen, seine Bande mit der Crefelder und Neuwieder vereinigt. Jetzt folgte in jenen Gegenden Raub auf Raub. Auch Schinderhannes, von Picards Thaten angelockt, kam mit den Seinen vom Hunsrück herab. Doch das Räuberbündniß war nicht von langer Dauer. Bei einem sehr einträglichen Raube auf das Posthaus zu Würgers an der Limburger Landstraße hatte Schinderhannes sich einen größeren Betrag heimlich bei Seite gethan; Picard hatte sich dasselbe erlaubt. Mitglieder der Bande verriethen diese Eigenmächtigkeiten, die Häupter geriethen in Streit und Schinderhannes hielt es für empfehlenswerth, wieder rheinwärts zu ziehen, um auf eigene Faust zu arbeiten.

Kurz darauf gerieth Picard in Gefangenschaft. Bei einem Einbruch in Montabaur erhielt er einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß er rücklings die Treppe herabstürzte. Da die Bande von Gendarmen und Bauern verfolgt wurde, konnte sie den Bewußtlosen nicht mitschleppen. Die Gendarmen brachten den Verhafteten nach Köln. Nachdem er von seiner Verletzung geheilt, wurde Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Anfangs betrieb man die Sache ziemlich lässig, da die Behörde nicht wußte, wen sie vor sich hatte. Doch als durch einen Zufall die Polizei Kenntniß erhielt, welchen Vogel sie im Käfig hatte, wandte sie Alles auf, ihn nicht entschlüpfen zu lassen. Er wurde fester gefesselt, strenger bewacht. Er, der zwanzig Mal aus den sichersten Gefängnissen Deutschlands und Frankreichs entflohen war, schien jetzt seinem Schicksale verfallen. . . . Als sich seine Versuche, gewaltsam auszubringen, vergeblich erwiesen, wandte er sich an einen „Mann des Gefekes“. Und da er seine Bitte mit zwölf Louisdor und einer goldenen Uhr unterstützte — es wird in den Berichten nicht gesagt, woher er im Besitz dieser Werthgegenstände war — waren seine Bemühungen von Erfolg gekrönt.

Nachdem er die Freiheit wieder erlangt, versuchte er sein Glück im Schwabenlande. Auch dort haben ihm seine Gamereien goldene Früchte getragen. . . . Doch ob ihm die Behörde zu scharf auf die Finger sah, oder er wieder Sehnsucht nach der Gegend bekam, wo er sein Räuber-Noviziat bestanden hatte, kurz, er erschien wieder am Niederrhein. Prachtig gekleidet, überladen mit Goldschmuck und

Drillanten, trat er in Neuß wie ein Grandseigneur auf. . . . Eine Mittelperson, der er acht Louisdor gab, sollte ihm einen Paß in Köln besorgen lassen. Die Kölner Polizei, die Kenntniß von der Anwesenheit des berühmten Räubers erhalten hatte, fertigt den Paß aus, begleitet aber den Mittelsmann nach Neuß. Jedoch Picard, viel zu schlau und verschlagen, um selbst an dem verabredeten Ort zu erscheinen, schickte einen Vertrauten zur Empfangnahme des Passes; dieser wurde verhaftet — und Picard entkommt abermals. . . . Seine Spur führt nach Aachen, verkleidete Gendarmen verfolgen ihn, doch — vergebens. . . . Seine späteren Schicksale sind attemmäßig nicht festgesetzt; bei einem Raube in der Nähe von Arras ist er muthmaßlich ums Leben gekommen. . . .

Die Laufbahn des bereits erwähnten Feyer, der an Kühnheit Picard keineswegs nachstand, war sehr kurz, er wurde schon in seinem fünfundsingzigsten Lebensjahre hingerichtet. Den Beinamen Feyer hatte er von seinem wühenden Dreinschlagen, Zerfegen, erhalten. Aber trotz seiner rohen Kampfeslust zeigte er Züge von Menschlichkeit. Einst brachte er bei einem nächtlichen Ueberfall zwei junge Knaben, um sie vor Mißhandlungen zu schützen, in Sicherheit. Bei seinen Genossen stand er in hoher Gunst, Neid und Scheelsucht schwiegen ihm gegenüber. Gefangene Räuber ängerten zu Beamten: „Ja dann, wenn Ihr den Feyer habt, dann könnt Ihr ruhig und sicher schlafen.“

Sein Wig und seine Lanze verließen ihn auch nicht im Gerichtssaale. Zu seinem Bertheidiger sagte er: „Es muß schlecht um den Patienten stehen, weil der Herr Doktor selbst Angst zu haben scheint.“

Als der öffentliche Ankläger, Keil, in seiner Rede auf einen Fall hinwies, in dem Feyer dreihundert Dukaten gestohlen haben sollte, unterbrach er ihn mit dem Bemerkten: „Das ist nicht wahr.“

Als Keil ihn fragte, weshalb er jetzt in Abrede stelle, was er doch in der Voruntersuchung eingestanden habe, erwiderte Feyer: „Weil es nicht lumpige dreihundert, sondern neunhundert Dukaten waren.“ Und doch wußte er, daß es sich um seinen Kopf handelte.

Nach Verkündigung des Todesurtheils sprach er mit fester Stimme: „Ich bin zufrieden.“

Zu der darauffolgenden Nacht war sein Schlaf so fest, als ob ihm die heiterste Zukunft bevorstände. In den letzten Stunden seines Lebens aß und trank er mit gutem Appetit, rauchte sein Pfeifchen.

Als man ihm erzählte, daß die Beschreibung seines Lebens im Druck erscheine, zeigte er großes Verlangen zu wissen, was man über ihn geschrieben. Sein Beichtvater, Pater Asterius, las ihm einige Bogen vor. Aufmerksam, mit grenzenloster Neugierde hörte er zu, lächelte oft und nickte zustimmend.

In der letzten Stunde seines Lebens sagte er zu seinem Seelsorger, der ihn auf den Tod vorbereitete: „Wenn ich nur noch einmal frei wäre, um etwas recht Großes stehlen zu können, dann wolte ich gerne sterben.“

Als der Pater erstaunt nach dem Grunde dieses sonderbaren Wunsches fragte, erwiderte Feyer: „Ich würde dann mein armes Töchterchen bei den Ursulinerinnen erziehen lassen.“

Auch auf dem Weg zur Richtstätte blieb er frei von Furcht; er befahl rascher zu fahren, „damit es bald vorbei sei“.

Als die Guillotine sichtbar wurde — ein Anblick, der die Helden der Revolution ohnmächtig hinfinken ließ — konnte er lächeln. Er sprang vom Wagen, als ob er in den Ballsaal eile; entkleidete sich rasch, ohne Hülfe. Das Brett, welches das Beil verhüllte, bat er zu beseitigen, damit er das „Werkzeug“ sehen könne. . . . Seine letzten Worte waren: „Vater, in Deine Hände —“ das Beil fiel, er hatte seine Missethaten vor der irdischen Gerechtigkeit gesteht.

Bemerkenswerth ist, was der öffentliche Ankläger, Keil, dem man sentimentale Regungen nicht zum Vorwurf machen kann, über Feyer sagte: „. . . wäre er als der Sohn eines Mächtigen geboren,

unter günstigen Umständen erzogen, seine Anlagen, sein erfindungsreiches Genie hätten ihn eine Zierde seines Zeitalters, sein Muth zu einem Helden werden lassen."

Nach Fegers Tod und Piards Flucht blieb die Bande verstreut. Dreißig wurden in Gefangenschaft, davon erlitten zweiunddreißig die Todesstrafe, achthunddreißig wurden zu schweren Kerkerstrafen verurtheilt, einer endete durch Selbstmord, zwei durch Krankheit.



Die Hinrichtung eines Standbildes.

Von D. H.

Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die das sechzehnte Jahrhundert zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländischen Freiheit. Wenn die schimmernden Thaten der Ruhmsucht und einer verblichenen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich raaren und die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampf siegen. Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trogigen Annahmungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechneten Pläne an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hülfquellen erschöpfen kann."

Mit dieser treffenden allgemeinen Charakteristik leitet Schiller seine Geschichte des Abfalls der Niederlande ein, die wir mit all dem Jammer und Glend eines geknechteten Volkes, mit allen Grausamkeiten eines despotischen Unterdrückers uns ins Gedächtniß rufen müssen, wollen wir ganz den Inhalt eines Bildes verstehen, wie es der Maler Th. Verlat vor uns aufrollt. Es ist eine Szene eben jenes Jahrzehnte langen, blutigen niederländischen Volksdramas, wie sie sich in den Mauern der, vor der spanischen Herrschaft reichen, blühenden Handelsstadt Antwerpen im Jahre 1577 zutrug.

Im Sommer des Vorjahres, kurz nach dem Tode des fremden Oberstatthalters Nequesens y Zuniga waren unter den spanischen Truppen, denen man trotz langer Mühen und Entbehrungen den Sold verweigerte, Meutereien ausgebrochen, die die niedersten Instinkte und Leidenschaften der rohen Soldateska entfesseln sollten.

Plündernd, mordend, vor keiner Greuelthat zurückschreckend, zogen die Empörer von Ort zu Ort, bis ihnen schließlich noch Antwerpen als begehrenswertheste, reichste Beute übrig blieb.

Hier aber kannten die Raubgier, die Zerstörungswuth der Spanier keine Grenzen.

Nach einem regelrechten Straßenkampf oder richtiger Morden, dem gegen zehntausend Einwohner zum Opfer fielen, begann eine Plünderung, wie sie wohl keine zweite Stadt jemals erlebt hat.

Nachdem die „spanische Furie“ drei volle Tage ihr schreckliches Werk verrichtet hatte, war Antwerpen, „das vorher noch immer eine Welt von Glanz und Reichthum enthielt, zum Schlachthaus geworden, von dieser Stunde an war ihre Handelsblüthe auf immer geknickt.“ Damit waren natürlich die Erbitterung, der Haß der Niederländer auf dem Siedepunkt angelangt und Alles harrete schußfähig nur auf den Augenblick, in dem die Gefühle des geknechteten, nach Rache dürstenden Volkes sich in Thaten Luft machen könnten.

Und dieser Augenblick brachte den Bürgern Antwerpens das Jahr 1577.

Don Juan d'Austria, der Nachfolger des Nequesens y Zuniga, hatte aus den anarchischen Zuständen, in denen sich die Niederlande befanden, keinen anderen Ausweg gewußt, als in dem sogenannten

„ewigen Edikt“ dem Volke allerhand Zugeständnisse zu machen und ihm vor Allem die Entsernung der spanischen Truppen zuzusichern.

So sehr er dies freilich auch hinterdrein bereute — denn trotz aller Versuche war es ihm nicht gelungen, die Sympathien der Niederländer zu gewinnen —, so sehr erneute und stärkte dieser Schritt bei der Bevölkerung die Hoffnung und das Vertrauen in die eigene Kraft.

Don Juan, der nur auf dem Schlachtfelde sich sicher und dem Gegner gewachsen fühlte, war auf den Schleichwegen der Politik nicht zu Hause; er merkte, daß man ihn scharf beobachtete, das Volk vor ihm und den Mäusen der Spanier warnte, und seine Position auf diese Weise immer unhaltbarer wurde.

Dazu kam, daß das Ansehen Wilhelms von Oranien, dem Volk und Abel anhängen, mehr und mehr wuchs und dadurch sich die Verhältnisse für den Statthalter noch ungünstiger gestalteten.

Als dieser nun gar einen letzten Versuch machte, durch die plötzliche Besetzung des Schlosses von Namur wenigstens einen festen Stützpunkt wiederzugewinnen, konnte es der Oranier, indem er auf die neuen kriegerischen Absichten der Spanier hinwies, ruhig wagen, sowohl die Genter als auch die Einwohner Antwerpens zur Schleifung der spanischen Festungswerke zu ermuntern.

Mit welchem Jubel, welch fanatischer Begeisterung man aber dieser Aufforderung besonders in Antwerpen nachkam, das ist es, was Th. Verlat — besser als es Worte vermögen — in seinem Bilde zur lebendigen Darstellung bringt.

Tausend und Abertausend machten sich auf, um die nach der Stadtseite gelegene Front jener Zwingburg niederzureißen, die sie zur eigenen Knechtung vor Jahren unter dem Bluthund Alba selbst hatten errichten müssen.

Und nachdem die Mauern der Citabelle, diese Wahrzeichen der erlittenen Schmach, des tiefsten Glends gefallen waren, zog man zur eisernen Statue des Tyrannen selbst.

Zur Zeit des furchtbarsten Schreckens, da er nach der blutigen Schlacht von Jemmingen als ruhmgeländer Sieger heimkehrte, hatte man sie ihm errichtet — als dem „Wiederhersteller der Religion und Gerechtigkeit, der der Hydra der Rebellion den Kopf zertreten hatte.“

Welche Empfindungen bittersten Hasses, grenzenloser Wuth mußten beim Anblick dieses Bildes, finster, starr, wie der eiserne Toledaner selbst, zu elementarem Ausbruch kommen.

Als hätte man den Lebenden selbst vor sich und könnte ihn, für die Fokern, die Blutrache ohne Zahl Vergeltung ühend, langsam zu Tode martern, so richtete sich der Groll der Menge gegen die leblose Eisenpyramide, die man unter Verwünschungen durch die Straßen schleifte, um schließlich eine Art Hinrichtung an ihr vorzunehmen.

Aber was hatte das niederländische Volk auch unter der Herrschaft dieses blinden Werkzeuges eines rachsüchtigen, despotischen Königs, dieses fanatischen Sohnes seiner Kirche zu erleiden.

Und acht lange Jahre währte dieses Regiment des Schreckens, dessen Geschichte mit dem Blute von Tausend und Abertausenden geschrieben ist.

Eine Zeit der Entrechtung, der Knechtung war ihr freilich unter der Regenschaft Margarethas von Parma schon vorausgegangen.

Philipp, der die verbrieften Rechte und Freiheiten der Niederländer mißachtete, verlangte von ihnen den unbedingten Kadavergehorsam, wie er ihn in seinem Spanien gewohnt war, und vor Allem wollte er die Kalvinisten, die besonders in den nördlichen Provinzen zahlreich vertreten waren, mit Stumpf und Stiel ausrotten. „Denn lieber,“ sagte er, „will ich die letzte Ruthe meines Bodens verlieren, als über Kezer herrschen.“

Und doch trotz aller Unterdrückung, trotz aller Drangsale und Verfolgungen war das Volk damals wenigstens noch kräftig genug, um in Worten und Thaten gegen seine Behandlung zu protestiren, seinem Zorne, seiner Erregung Luft zu machen.

Das änderte sich mit einem Schlage, als Alba mit einem Heere von zehntausend Mann plötzlich den Boden der Niederlande betrat.

Noch wußte man nicht einmal, wie weit seine Vollmachten reichten, ob Margaretha gehen würde oder bleiben, — und doch bemächtigte sich Alba das Gefühl, als ob man einer dunklen, schrecklichen Zukunft entgegengehe.

„Es war,“ so sagt Mosles, „als wäre der Himmel mit einem schwarzen Flor überzogen und hinge so tief herunter, daß man sich bücken müsse, um nicht daran zu stoßen. In den gesammten Niederlanden war nur ein Gefühl des kalten und hoffnungslosen Entsetzens.“

Die, welche noch eine Möglichkeit zu entrinnen sahen, flüchteten in Eile über die Grenze. Alle fremden Kaufleute verließen die großen Märkte. Die Städte wurden so still, als wenn die Pest in allen Gassen hauste.“

Und diese trübe Ahnung, die alles Volk ergriffen, wurde nur zu sehr furchtbare Wahrheit.

Der erste Akt des blutig-terroristischen Systems, das Alba einführte, war die Gefangennahme und Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn.

Aber es gab bald mehr Arbeit für den neu errichteten „Rath der Unruhen“ — „Blutrath“, wie ihn das Volk nannte —, der von nun an als oberste Instanz „Recht“ zu sprechen hatte.

Achtzehnhundert zum Schaffot Verurtheilte waren das Ergebniß nur einiger wenigen Monate. Tausende folgten diesen Ersten nach. Und Hand in Hand mit diesen Massenmorden erfolgte eine wahre Plünderung des Volkes.

Ein beispielloses System der Besteuerung presste der Masse den letzten Groschen aus; als weitere Einnahmequellen dienten die zahllosen Regierprozeße, bei denen Spiegel der niedrigsten Sorte, damals „Siebenstüberleute“ geheißen, Handlangerdienste leisteten.

Und zu diesen unaußhörlichen Greueln des blutigen Friedens die Greuel des Krieges.

Die grauenvolle Einnahme der Stadt Narden, der noch entsetzlichere Fall Haarlems sind nur einige Stationen des Leidensweges, den das Volk der Niederländer sein Denker zu gehen zwang.

Und doch, obgleich auch damals, als die Bürger Antwerpens, noch unter Flächen des Schreckens unter Alba gedenkend, die leblose, starre Statue des Eisernen zertrümmerten, ihn gleichsam in eisige (im Bilde) hinrichteten, die Erlösungsstunde des geknechteten Volkes noch nicht erschienen war, kommen mußte sie, so wahr „gegen die trogigen Annahmungen der Fürstengewalt endlich doch noch eine Hilfe vorhanden, ihre berechneten Pläne an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm des Despoten beugen kann.“

1568 noch ein geknechtetes Opfer des Despotismus, eines fanatischen Priesterthums, entrechtet und ausgefogen, standen die Niederlande ein Jahrhundert später als stolze Republik, als Hort der Freiheit, Gesittung und Kultur an der Spitze des gesammten Europa.

✂ Aus dem Papierkorb der Zeit. ✂

Leuchten von Pflanzen. Elisabeth Vinnö, die Tochter des großen Naturforschers, bemerkte einst plötzlich an den feuergelben Blüten der Kapuzinerkresse (*Tropaeolum majus*) ein plötzliches Aufleuchten. Der Landmann des schwedischen Naturforschers, Haggreen, bemerkte an der Ringelblume (*calendula officinalis*), der Feuerlilie (*Lilium bulbiferum*) und der Sammit- oder Todtenblume (*Tagetes patula*) dieselbe Erscheinung (1788). Er erklärte sie als eine elektrische, die sich in den Monaten Juli und August nach Sonnenuntergang bei klarer und trockener Luft einstelle. Goethe beobachtete sie an den Blüten des Schlafmohns. An der Blüthe des Mohns (*Papaver orientalis*) beobachtete sie E. Fries, Professor der Botanik in Uppsala. Er holte mehr und mehr Leute als Jengen, bis 150, von denen nur 3 oder 4 kurzfristige Personen das „Blitzen“ aus den Mohnblüten nicht wahrnahmen.

Dr. A. Reiter in der „Umschau“.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Eilenstr. 90, richten.